

Hamburgr Echo.

Sonntag, den 31. Oktober 1897.

Das „Hamburgr Echo“ erscheint täglich, außer Montags. Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postfachtags 8108) ohne Bringsel vierteljährlich M. 4.20; durch die Kolportage wöchentlich 36 Pf. frei in's Haus. Einzelne Nummer 6 Pf. Sonntagsnummer mit illust. Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 Pf. Verantwortlicher Redakteur: Gustav Waberky in Hamburg.

Anzeigen
werden die sechsgelaltene Beilage oder deren Raum mit 30 Pf. für den Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen mit 20 Pf. berechnet.
Anzeigenannahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sammt. Annoncen-Büreau Redaction und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Hierzu zwei Beilagen und das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Die neueste wissenschaftliche Begründung des Sozialismus.

Die Kathedersozialisten gehen nicht auf die Bedürfnisse der Unterworfenen, weil sie der Sozialdemokratie vorarbeiten. So sprach vor einiger Zeit Freiherr von Stumm im preussischen Herrenhause. Der preussische Kultusminister gab deutlich zu verstehen, daß er geneigt sei, diese Mahnung zu beherzigen und bei der Befreiung von Lehrstühlen Gegner des Kathedersozialismus „gebührend zu berücksichtigen“. Alsbad erfuhr man, daß eine bis dahin in den weiten Kreisen unbekannt Persönlichkeit, Dr. Reinhold zu Wiesbaden, als Professor der Nationalökonomie an die Berliner Universität berufen sei, um das „Gegengewicht“ gegen die von Stumm und Konsorten in die Welt erklärten Professoren Schnöller, Wagner, Sering abzugeben. Im preussischen Abgeordnetenhaus wurde dieser Mann als „Mann der Praxis“ bezeichnet, der die von den Kathedersozialisten „irreführende“ Berliner akademische Jugend „auf den rechten Weg führen“ werde. Vor seiner Ueberföderung nach Berlin verfaßt er es, die öffentliche Aufmerksamkeit sich zuzuwenden, indem er einen Vortrag hielt, der in scharfer Kritik der zeitigen politischen Zustände gipfelte. Anmehrer macht er durch seine am 27. d. M. gehaltene Antrittsvorlesung von sich reden. Dieselbe stellt unter dem geschickten Titel: „Geschichte, Kritik und Ausblickslosigkeit des Sozialismus“ eine wahrhaft monströse Leistung, ein seltsames Gemisch von verzerrten Wahrheiten, Bornissen, Widersprüchen und Paradoxen dar. Höchst unwissenschaftlich ist der neue Herr Professor bemüht gewesen, den Anhängern der verschiedensten Richtungen in der Sozialpolitik einen Brocken zu bieten; ein förmliches Ragout hat er servirt, ein Gemisch von sozialpolitischen Wesensformen aller Art, von welchen Jeder nach Gefallen nehmen kann. Nach einem in der Berliner „Volks-Zeitung“ veröffentlichten Bericht erging sich Herr Dr. Reinhold zunächst in folgender Betrachtung:

„Wenn von der sozialen Frage, von Sozialismus und Sozialdemokratie die Rede ist, dann werden nicht nur von den mildeeren populären Reformbestrebungen der Gegenwart, sondern unbegreiflicher Weise auch mehrfach von der Wissenschaft zwei durchaus verschiedene, ja entgegengesetzte Bewegungen kritisch vermischt; die soziale Interessenvertretung der Arbeiter, ihr Kampf für Freiheit und Verbesserung ihrer Erwerbverhältnisse auf der einen, und der Sozialismus als kollektivistische oder kommunistische Produktionsgemeinschaft auf der anderen Seite. Nur dieser Mangel an scharfer Unterscheidung erklärt die unnatürliche Stellungnahme großer Kreise der Besten und Gelehrten in Deutschland zum Sozialismus, die ihre Klassenlage und Weltanschauung naturgemäß auf die Seite seiner Gegner wendet, während ein edles Gefühl und ein irreführendes Urtheil sie zu einer wohlwollenden, ja fördernden Haltung gegenüber einer ihnen feindlichen Bewegung verführt. Der Kampf der Arbeiter für Freiheit und Wohlfahrt, der nichts ist als eine Geltendmachung des Rechts der Persönlichkeit und ein Anspruch auf die alte, nur erweiterte Wohlfahrtspolitik der Staatsgewalt, ist berechtigt und ausföhrlich, ein unabweislicher Fortschritt der Zivilisation und die Erfüllung des Ideals großer Kulturvölker, in der Ordnung ihres Zusammenlebens für alle Glieder der Gesellschaft vom Zwang zur Freiheit, vom status to contract (vom Staatszwang zur Freiwilligkeit) zu kommen.“

„Der Staat kann und soll nach einem elastischen Quantitätsprinzip, nach Zweckmäßigkeitsgründen, wie in der Weise einer beweglichen Diskontopolitik die vom diktorischen Bedürfnis geforderten Maßregeln treffen. Hier ist das Feld für die Betätigung aller starken und edlen Kräfte, ein idealer Wettbewerb von Staat und Kirche, von Selbstthätigkeit und Humanität,

von Liebe und Erbarmen, eine Aufgabe möglicher und fruchtbarer Erfolge, die freilich gegen das Meer menschlicher Leiden immer nur unendlich kleine Leistungen sein werden.“

So: da hat man 1) eine der haltlosesten Unterscheidungen zwischen Arbeiterinteressen-Vertretung und dem „kollektivistischen Sozialismus“; 2) einen Müffel für die „irreführenden Gebildeten“; 3) eine Anerkennung des Rechts der Arbeiter, für ihre Freiheit und Wohlfahrt zu kämpfen; 4) eine Anerkennung des sogenannten „Staatssozialismus“; und 5) eine Konzession an die Mutter Kirche. Ein altes Kompagniegeschöft unter neuer Firma: staatlische „Diskontopolitik“ und die „erbarmende christliche Liebe“. Diese Begründung wirtschaftlicher, sozialer und politischer Probleme mit kirchlichen Dogmeninteressen ist allein schon Beweis genug dafür, daß Herr Professor Dr. Reinhold durch außerordentliche wissenschaftliche Rückständigkeit sich „auszeichnet“. Es ist ganz offenbar, daß auch in seiner „Wissenschaft“ das „elastische Quantitätsprinzip“, welches er dem Staate zuschreibt, Geltung hat. Was dieser „Wissenschaft“ an Qualität abgeht, das ersetzt sie durch Quantität von durchaus kaufmännischer Natur. Eine sehr bewegliche Diskontopolitik, die höchst bedenkliche Wechselgeschöfte treibt, ohne reellen Kapitalfonds arbeitet und auf dem Gebiete, das sie zu beherrsigen vorgiebt, gar nicht orientirt ist.

Der Herr Professor fährt im Anschluß an Obiges fort:

„Dagegen ist die soziale Frage als Sozialismus im engeren Sinne eines der größten Probleme der Menschheit, das von Generation zu Generation weitergeschoben im Grunde unbeweglich stehen bleibt. Es kann erkannt und bemeitert werden nur in den Tiefen bewußter Selbstbetrachtung des Menschen, nur in der Denarbeit echter und unverbälfelter Wissenschaft. . . . Die Art, wie wir die Welt wahrnehmen und wie wir sie zu beherrsigen können, überzengt von der Sinnlosigkeit ihrer Zusammenfassung, von der Unmöglichkeit einer großen sozialen Synthese der Menschheit. . . . Wir können nicht Gott spielen, althowend, allgegenwärtig, allerbarmend sein. Der selbstthätige Mensch findet in der Persönlichkeit das Heil, seiner Gedanken. Auch in der Familie ist das Individuum in seiner Tiefe für sich selber. Alles religiöse und philosophische Denken hat ja in der Trennung des Menschen aus der selbigen Immanenz in Gott den Grund aller Zügellosigkeit und Sünde der Welt erblickt, jenen bannartigen Drang des Erschaffenen zum Fortschreiten, der den Abfall der Engel von Gott und die Abwendung des Ich von seinem Urgrunde herbeiföhrte hat. Wir aber leben nun nach dem großen kosmogonischen Sündenfall in dieser zerrissenen, vom Quell des Eines losgelösten Welt, und uns bleibt, so lange wir in der Zeitlichkeit leben, nichts übrig, als mit dem Kirchengewater zu senzen: oor nostrum inquietum est donec requiescat in te (Unser Herz ist unruhig, bis es Frieden findet in Gott).“

Ein recht erbaulicher ethisch-kosmischer theologischer Sermon, der ein wahrer Bohm auf den Begriff wissenschaftlicher Logik ist. Man merke: Die soziale Frage ist eines der größten Probleme der Menschheit; dieses Problem kann erkannt und bemeitert werden. Und gleich hinterher wird die Ueberzeugung geäußert, daß eine große soziale Synthese der Menschheit unmöglich ist, weil „wir nicht Gott spielen können“!!! Wie will Dr. Reinhold diesen ungeheuerlichen Widerspruch erklären? Der Wissenschaft, der unverbälferten, weist er die Aufgabe zu, die soziale Frage zu lösen und dann führt er die „allgewaltige Gottheit“ gegen diese Wissenschaft in's Feld. Er hat aus der Geschichte nicht gelernt, daß der ganze Entwicklungsprozeß der Menschheit thatsächlich eine permanente, immer vollkommener sich gestaltende soziale Synthese, d. h. ein auf die Zusammenfassung der Menschen, auf die Ausgestaltung des sozialen Wesens zur Harmonie gerichteter ist. Wenn ein im farrnen Dogmatismus fester Theologe „vom Abfall der Engel“, von der „selbigen Immanenz in Gott“ spricht, so findet man das begrifflich. Wenn aber ein Pro-

fessor der Nationalökonomie in einer fogenannten historisch-kritischen Betrachtung über den Sozialismus sich an solche Dogmen klammert, so macht er sich größlicher Verunglimpfung der Wissenschaft schuldig. Klaut Herr Dr. Reinhold wirklich, daß uns nichts übrig bleibt, als mit dem Kirchengewater zu senzen nach dem „Frieden in Gott“, dann möge er seine Wissenschaft an den Nagel hängen, denn das Versehen in die Idee der Gottheit vertritt sich nicht mit der Erforschung und Kritik aller der Thatfachen, welche den Inhalt der sozialen Frage bilden. Er hätte besser gesagt, die sozialpolitischen Anschauungen der Kirchengewater zu berücksichtigen, statt ihre theologischen Vorstellungen zu verwerthen.

Doch weiter:

„Die Rettung des Menschen zur Harmonisierung einerseits und zur ausschließlichen Existenz als isolirtes Lebenszentrum andererseits giebt die Handhabe, die beiden Grundrichtungen des Sozialismus zu widerlegen und seine Theorie aus dem Angeln zu heben. Sie zeigt einmal seine materialistische Geschichtsauffassung als eine psychologische Verirrung, welche den vom Wirtschaftlichen unabhängigen Idealismus der Massen verkennt und die großartigen Erfindungen der Religion, der Nationalitätsidee, der intimen Gemüthswelt der gesellschaftlichen Lebenskreise völlig ignorirt, sodann den ebenso falligen Idealismus der sozialistischen Theorie über die Menschennatur.“

Das behauptet Herr Dr. Reinhold, aber beweisen kann er's nicht. Wir beweisen, daß er über die materialistische Geschichtsauffassung sich selbst Rechenschaft zu geben, geschweige denn Andere zu belehren vermag. Mit Wortgeflingel kann er nicht hinwegtäuschen über die Defekte seines Wissens und seiner Urtheilsfähigkeit. Man halte fest, daß er hier dem Sozialismus „psychologische Verirrung“ und „falschen Idealismus“ beimeißelt. Unmittelbar darauf jedoch erklärt er:

„Eine gerechte Würdigung des Sozialismus muß aber anerkennen, daß in ihm nicht nur Leid und Klassenhaß, sondern vor Allen eine Idee lebt, die Idee der Vernunft und Gerechtigkeit. . . . Es ist unabweislich, daß in der die ganze Weltgeschichte begleitenden Erscheinung des Sozialismus zugleich das Beste mitwirkt, was den Menschen abelt, die Ideale seines Wesens, der Geist der Sittlichkeit und der Gerechtigkeit.“

Man könnte geneigt sein, um dieses Eingeständnisses willen dem Herrn Professor alle Widersprüche, Ungereimtheiten und Paradoxen, deren er sich bis dahin schuldig gemacht hat, zu verzeihen, wenn dasselbe den Abschluß seiner Kritik bilde. Das ist jedoch nicht der Fall. Er fährt fort:

„Wenn aber die bestehende und herrschende Gesellschaft dieser Wahrheit gegenüber zu der bekommenen Frage kommt, ob ihre Position, in der sie zugleich das Irrationale des Bestehenden vertreten muß, überhaupt haltbar ist, dann freisetzt von dieser ihr Gewissen bedrückende Frage die herbe Einsicht, daß die Menschheit nur schief frei ist. Die Stargheit der Natur, die Grawsamkeit der gegebenen Welt hat die Goldbede, an der Alle zerren, zu kurz gemacht. Für die Millionen, die sich in's Leben drängen, ohne an eine besetzte Tafel greifen zu sein, ist die Lebensweise zu eng. Die Loose sind gefallen, jede Klassenlage in der Gesellschaft ist eine aufgedrungene Position, die gehalten werden muß, auch gegen Leute, die die Macht haben. Denn diese Angreifenden können nicht beweisen, daß ihr Recht ein stärkeres ist, daß sie eine für Alle ausreichende Lösung des Problems gefunden haben. Sie verlinken daher auch ganz offen und unvorsichtig die Diktatur des Proletariats, also wieder die Herrschaft einer Minderheit über eine Mehrheit, denn die gewisshafte Beobachtung ergibt die Unwahrscheinlichkeit der Behauptung, daß das sozialistische Proletariat irgend wie und irgend wo die Mehrheit habe und von einem einheitlichen Willen befehle sei. Auch hier zeigt sich das Auseinanderliegen der Menschen, der Gedanken und der Interessen.“

„Dabei müssen wir die Welt nehmen, wie sie ist. Im Menschlichen kann sie vom Menschewich nicht geändert werden. So muß die in ihrer

Position bedrohte Gesellschaft, vom Schicksal gezwungen, eintreten für das Bestehende, als ihr Verhängniß, ja im Sinne des Staatsrechts als zweckmäßiges Unrecht. Die Sozialisten wollen, ob sie es wissen und sagen oder nicht, nur die Rollen wechseln lassen. Die Expropriation sollen nach dem Satze von Karl Marx expropriirt werden.“

So, das ist des Pudels Kern: Der schänderhafte Zustand, daß Millionen und aber Millionen von Menschen, und grade die ehrlich arbeitenden, in Noth und Elend dahinsinken ist zwar ein Unrecht, aber ein „zweckmäßiges“ Unrecht, das aufrecht erhalten werden muß im Interesse der herrschenden Klassen, damit nicht die „Diktatur des Proletariats“ kommt! Ueber die thörichte Auslegung, die der Herr Professor diesen Worte giebt, mit ihm zu streiten, verlohnt sich nicht der Mühe. Er liefert auch damit, sowie mit der Behauptung, bestreffend den „Mollenwechsel“, den die Sozialisten nach seiner Meinung wollen, nur den Beweis, daß er nicht berufen ist, im Namen der Wissenschaft zu lehren. Schließlich zieht er seiner Weisheit letzten Schluß dahin:

„Wir können die Welt nicht besser machen, als Gott sie gemacht hat und müssen uns bei der Mahnung Goethes bescheiden: Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich jobann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.“

Also paden Sie ein, Herr Professor der Nationalökonomie! Nennen Sie den Theologen das Feld, denn deren „Verst“ ist es ja, zu erörtern, was Gott will.“ Arme akademische Jugend, die dazu verurtheilt ist, mit derartiger „positiver Wissenschaft“ sich beglücken zu lassen.

Wir verstehen, daß die Berliner „Volks-Ztg.“ dazu kommt, die Reinhold'sche Antrittsvorlesung dahin zu bemerken, daß „die Sozialdemokratie selten etwas so Angenehmes widerfahren ist, wie diese „berühmte“ Kritik! Diese Kritik legt den sozialdemokratischen Organen spöttische Gegenkritiken gradezu frei und fertig auf die Zunge! Wenn die Welt so, wie sie Gott gemacht hat“, gut war, warum denn dann erst eine Jahrtausende lange Kulturarbeit, um sie aus Sklaventhum, heidnischen Glauben, mittelalterlicher Finsterniß zu befreien? Das soll der Gipfel der nationalökonomischen Weisheit der Menschheit sein, daß man den „Euterbier“ sagt: Es muß Alles so bleiben, wie es ist; das ist ein einmaliger, der Bestehen, „Verhängniß“, und wenn es ein Unrecht ist, so ist dieses Unrecht doch zweckmäßig, und sich diese ungerechte Zweckmäßigkeit werden wir kämpfen, auf daß sie erhalten bleibe bis an's Ende aller Tage?!

In der That, der Reinhold'sche Vortrag ist die beste Satire auf die fogenannte „wissenschaftliche“ Verwampfung der Sozialdemokratie, die bis jetzt geübt worden ist.

Von der Weltbühne.

Das Ende der Kunstkritik? Am Freitag, in später Abendstunde, hat das Wolff'sche Telegraphenbureau in auffälliger Deut folgende Depeschen aus:

„Aachen der Bundesrath seine Plenarsitzungen wieder aufgenommen hat, wird demnach der Entwurf der Militärstrafprozessordnung zur Veratung und Beschlußfassung gelangen. Damit ist die Vorlage des Entwurfs an den Reichstag gescheitert.“

Der Kaiser stattete heute vor der Abreise von Berlin dem Herrn Reichstagskanzler einen längeren Besuch ab.“

Die Berliner „Volks-Ztg.“ bemerkt:

„Offenbar sollen die beiden Anträge, welche in Beziehung zu einander verknüpft werden, und es bedarf keines besonderen Scherzflusses, den inneren Zusammenhang beider Vorlagen zu erkennen. Aus der öffentlichen Meinung der Thatfache, daß der Kaiser den Reichstagskanzler vor der Abreise von Berlin einen längeren Besuch abgestattet habe, hat man zu schließen, daß die „schlechte“ Reichstagskritik vorläufig zum Stillstand gekommen ist. Fürst Hohenlohe bleibt einweilen. Er bleibt, und die Militärstrafprozessreform-Vorlage kommt. Das sind die beiden Thatfachen, die sich zur Zeit als wichtiges politisches Tagesereigniß darbieten.“

Wollte er eigentlich? Liebt er diese Frau — und war das vielleicht der letzte Grund, weshalb er Befehrsverträge machte? Er gab sich darauf keine Antwort. Aber wenn er sie wirklich liebt, was dann? Immer wieder kam er auf diesen Punkt zurück. Er hatte die Frauen bislang gemieden — ein unantastbares Mytherium waren sie ihm gewesen. In heimlicher Furcht, es könnten seine reinen Vorstellungen befehle werden — war er ihnen aus dem Wege gegangen. Er gedachte dieser ganzen Anschauung nach zu jenem Typ von Männern, der häufiger, als man denkt, in den oberen Töbengängen der Jünglinge zu treffen ist.

Und jetzt: von Reimen feld verfolgte ihn dieses: Wenn es denn doch Leidenschaft wäre, die ihn zu ihr trieb? Denn elend und krank, seiner selbst nicht Herr, war er in diesen Tagen geworden, die ihm die Wichtigkeit schienen. Vielleicht war es nur starke Gewöhnung, die ihn an Gängelbände hielt, vielleicht war es ihm nur Bedürfnis, die Hohenlohe'schen Wesenspersönlich zu empfinden. Was wollte er? Gelacht hätte er über die Psychologen und Romanhreiber, über Stenohal, der von der Kristallisation der Liebe ausging, über alle die Andern, die von ihrer Allmacht sprechen und die mit der Kraft des jungen Fröhling's verglichen, der über die Halbe drückt und mit seiner Gottgewalt die Wasser der Berge mit sich fortträgt — gummthig gelacht hätte er und Abentastler sie genannt. Und jetzt!

Er hielt noch einige Tage an sich — er füllte sich mit Zwang in die Arbeit. Jünglinge wollte er es. Er hatte einen Bruch vor sich, der sein ganzes Interesse in Anspruch nahm — und doch so viele Gedanken für Frau Heller frei ließ. Eine Kindestöberin sollte er vertheidigen, die auch an sich Sand zu legen versucht hatte. Das Wesen dauerte ihn — und seltsam, so oft er zu ihr in's Unterjochungsgefängnis kam, beschlich ihn die Empfindung, daß die Unglückliche ihrer ganzen Art nach Frau Heller ähnelte. Ja selbst eine ernierte, höhere Menschlichkeit vor vorhanden. Den hergeschlossenen Mund, den düstern Blick hatten Beide. Und Neben war die gleiche Lebensintensität eigenföhmlich. Dem Advokaten

Das Blatt warnt vor „jeglichem Enthusiasmus“. Zwar geht aus der Fassung der ersten Mitteilung hervor, daß man sich der bestimmten Hoffnung hingiebt, der Bundesrath werde die Vorlage nicht ablehnen, sondern in irgend einer Form — sei es in der vorgelegten, sei es in veränderter Form — zum Beschluß erheben; denn nur in diesem Falle kam die naturgemäß die Hauptfrage aber bleibt immer: Wie sieht die Vorlage aus?

Fürst Hohenlohe hat dem Reichstage eine mit dem modernen Rechtsprechung in Einklang stehende Vorlage vorgelegt. Da aber der Begriff „nobelen“ ungenügend denkbar ist, so muß man die Vorlage erst sehen, ehe man sich darüber klar ist, ob ihr das Prädikat modern gebührt. Und wie steht es um den obersten Gerichtshof und das bayerische Referendariat? Wenn also der Bundesrath, daß die Vorlage kommt und auch in Zukunft gegeben werden soll, an den sich die Erweiterung der Frage im deutschen Volke halten kann, so muß verlangt werden, daß die Vorlage sobald wie möglich bekannt wird.

Als Termin für die Einberufung des Reichstages ist gestern von einem parlamentarischen Bericht erstatter der 7. Dezember angegeben worden. Die „Germania“ schreibt dazu:

„Wie wir hören, ist diese Mitteilung nicht zutreffend, da an maßgebender Stelle die Ansicht besteht, den Reichstag in den letzten Tagen des November, spätestens zum 1. Dezember einzuberufen. Der 7. Dezember wäre schon deshalb ein ungenügender Termin, weil am folgenden Tage wegen des hohen katholischen Festtages die Sitzung ausfallen muß; überdies würden dann auch dem Reichstage für seine Arbeiten vor Weihnachten nur knapp 14 Tage übrig bleiben.“

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ bringt ein offizielles Dementi. An maßgebender Stelle sei nichts darüber bekannt, daß über die Einberufung bereits Beschlüsse gefaßt worden seien.

Der Bundesrath hat in seiner Sitzung am Donnerstag, wie ergehen gemeldet wird, dem Abkommen zur Regelung einiger Fragen des internationalen Privatrechts vom 14. November 1896 die Zustimmung erteilt und den Ausschussantrag, betreffend Abänderung des Reglementsregulativs, angenommen. Erlich wurde über den den Kaiser zu unterbreitenden Vorschlag wegen Befreiung einer Stelle bei dem Disziplinarkonze, sowie über eine Reihe von Eingaben Beschluß gefaßt.

Die Reichstagserversammlung im Wahlkreise Westpreußen, wo das Herrn von Bobelitz'sche Vertretung zum Reichstagsgeneral ernannte Mandat neu zu belegen war, hat am Freitag stattgefunden. Ueber das Ergebnis der Wahl liegt bis jetzt eine abschließende Nachricht noch nicht vor. Dem „Vorwärts“ wird berichtet, daß die Wahlberechtigte, bis dahin gewählt wurden für Hinz (S.D.) 1659, Schulz (F.P. Volksp.) 2215, Wolf (F.P.) 1659, 1009, v. Saldern (F.P.) 1199 Stimmen. Von 163 Orten stieg das Resultat nach. Schönowitz zwischen Schulz und v. Saldern sei maßgebend. Bei der Wahl im Jahre 1893 wurden von 17 456 Wahlberechtigten 12 624 Stimmen abgegeben und der konservative Kandidat v. Bobelitz feigte im ersten Wahlgang mit 6265 Stimmen. Außerdem wurden abgegeben 2960 Stimmen für den Kandidaten der Freiwillichen Volkspartei, 1798 Stimmen für den sozialdemokratischen Kandidaten und 1468 Stimmen für den Kandidaten der Freiwillichen Vereinigung.

Herr Kommerzienrath Möller-Brackwede, welcher schon fünf Jahre den Vorortmandat bekleidet, welches gültiges Mandat, im Reichstage vertreten hat, will jetzt in Duisburger Wahlkreise sein Glück versuchen. In Duisburg war 1897 unter Genosse Hagen der gewählte. Seit 1871 ist der Kreis durch Dr. Hammer im Reichstage vertreten. Sammler ist, wie gemeldet, parlamentarisches und will sein Mandat wieder annehmen. Jetzt rufen sich die Nationalliberalen, um den Kreis für Möller zu erobern. Hoffentlich gelingt es Möller, auch diesen Kreis an unsere Partei zu verlieren.

Der Bund der Landwirthe veröffentlicht eine längere Erklärung betrefend seine Stellung zu den Nationalliberalen in der Provinz Hannover. Er bezieht darin die Bekämpfung der dortigen nationalliberalen Abgeordneten für unbedingt geboten, da die sämtlichen jetzigen nationalliberalen Reichstagsabgeordneten der Provinz Hannover für die Caprivische Westafrikapolitik eingetreten sind, und fahrt dann fort:

„Dem Bunde der Landwirthe würde einfach Erwünschtes an den Tag gelegt, wenn er diese Männer weiterhin bei Reichstagsarbeiten unterstützen wollte. Mag doch die nationalliberale Partei in der Provinz Hannover andere Kandidaten aufstellen ohne Caprivische Vergangenheit, Männer von Bismarckscher Gesinnung in der Wirtschaftspolitik, dann würde der Unfand, daß solche Kandidaten nationalliberal wären, für die Mitglieder des Bundes der Landwirthe in der Provinz Hannover keine Veranlassung sein, sie zu bekämpfen. Eine Wehrzahl nationaler Kandidaturen aber wird in der Provinz Hannover von den Nationalliberalen in der Provinz Hannover nicht gebildet werden, was die nationalliberale Parteileistung sich einschließt, darauf Rücksicht zu nehmen, daß die überwiegend ländlichen Wahlkreise der Provinz

Sturmwind im Westen.

Ein Berliner Roman. Von Felix Hollaender. (12. Fortsetzung.)

VIII. (Nachdruck verboten.)

Im nächsten Wochen sehen sie sich täglich; Adokat Heller schmürkte für den einziehenden Kollegen. Das sei sein Mann, bescheiden und wissenschaftlich, und wenn ein anderer mit Vorkenntnissen groß thue, so werde er wie ein Verschwenker mit Ideen und Anregungen sein.

„Du wirst sehen“, sagte er zu Regine, „der Mann macht Karriere, der endet nicht als simpler Rechtsanwalt.“

„In Stellen aber lachte Heller die Medizimänner und hielt sich für einen trefflichen Psychologen. Was brauchte er die Ärzte, die ihn immer auf die Zukunft vertrieben hatten. Er war in seinem Hause selber Arzt, er hatte es bedürfen. Aus dem ersten Einzelbatter er eine gerissen und den Interessen der Welt wiedergegeben. Freilich schwer hatte sie es ihm gemacht, und seine ganze Mannesenergie hatte er einsetzen müssen, um ihren Widerstand zu brechen. Nun es war gelungen, die Mühe war nicht umsonst gewesen. Er lächelte still zufrieden in sich hinein. Das stand in jedem Falle fest, Kollege Gent war ihnen in dieser Zeit ein wahrer Freund geworden. Heller hatte gleich am Anfang mit Gent den Fall besprochen, ganz freimüthig, weil er Vertrauen zu ihm hatte. Und wie fein und trefflicher hatte der Kollege erwiesen! Auch ich habe den Eindruck, daß Ihre Frau Gemahlin den Erbschaften der Einfachheit verfallen ist.“

Das war ihre gemeinsame Diagnose gewesen, und von dem Hund ausgehend, hatten sie den Schlaflosen entworfen: Man war jeden Tag unterwegs gewesen, so gut wie jeden Tag und immer da, wo es etwas zu hören oder zu sehen gab — heute in der Wohlharmonie bei Richard Strauß — morgen im Opernhaus, wo Wagner'sche Genie Wagner klassisch wiedergab, tags darauf im Deutschen Theater, am nächsten Abend souper

bei Dreffel und so fort in infinitum. Ohne Adokat Gent's Hilfe, das gefand sich Heller ohne Weiteres ein, wäre Alles das nicht denken gewesen. Der hatte sich geradezu kooperirt, von allen Berathungen frei gemacht, um mit ihm die Aufgabe durchzuführen, Frau Regine dem Leben wiederzuföhnen. Dazu hatte es Gent getrieben nach jenem seltsamen Gespräch zwischen ihm und der jungen Frau. In bewegter Stimmung war er damals hingegangen, ganz von dem Empfinden erfüllt, für das sie selber das rechte Bild gefunden. Ja ihm war zu Muth gewesen, als ob er einem Begräbnis beigewohnt und Leichengängerwort bekommen hätte, die ihm noch beim Nachhinein in den Ohren geföhrt hätten.

Von der Stunde an waren seine Gedanken bei ihr gewesen. Und erst als er sich einschloß, nach einem mit Soltes zusammenzutreffen, hatte er seine Mühe wiedergefunden. Und dann hatte er es für seine Pflicht gehalten, auf dieses junge Wesen Einfluß zu gewinnen, ihrer Lebensföhmlichkeit die Bedingungen zu nehmen. Befürchtung hatte er es angefangen, ganz allmählig erst einbringlicher werden. Ein Wärter war er gewesen, der mit Mühe und Sorgfalt ein verflümmertes Pflänzchen zu erhalten suchte. Sie hatte sich im Anfang scheu vor ihm zurückgezogen, ihn misstrauisch betrachtet, fast als ob sie bedauerte, ihn zum Zeugen einer herben Stimmung gemacht zu haben. Aber allmählig hatte es sich merklich in ihren Augen aufgehellt, und mochte sie auch in ihrer Zurückhaltung sich leicht gleich bleiben, ein warmer, nicht wie einen Fremden behandelte sie ihn — ja oft meinte er sogar einen leisen, herfürlichen Ton zu vernahmen, den man nur einem Freund hören läßt.

Sie lächelte freilich zu seinen Besuchen, sie weilsfreudig zu stimmen, sie nannte ihn einen schlechten Asketen — gleichwohl gab sie endlich nach und ließ sich in jenen Strom sinnlicher Freuden mit fortreißen, in welchem sie sich nach Gent's Worten von allem Unbegonnen der Seele freibaden sollte.

„Ich Ihre Ihnen das Alles zu Gefallen“, sagte sie ihm einmal, „weil wir nur doch Kameraden ge-

worden sind, weil ich wünschte, daß Sie die gute Einmündung auch auf mein übertrügen, denn ich einen Freund zurücklassen möchte — wenn ich! — Er wollte sie unterbreiten, aber sie wehrte mit einem neuen Lächeln ab. „Ich will sagen“, fuhr sie fort, „weil ich selber formlich, als ich es im jetzigen Stande möchte. Sie sehen mich so ernsthaft und erhebt an, Herr Doktor, als wenn man nicht auch diesen Fall voraussehen dürfte. Warum soll man nicht vom Tode sprechen?“

Und er unumwilt: „Sie haben sich an diesen Sterbengedanken so festgeklammert, daß er keine Freizügigkeit der Empfindung in Ihnen mehr auskommen läßt. Das ist es, was mich für Sie, gnädige Frau, schreckt. Ich für meinen Theil bin nicht tobend, aber ich bin doch nicht Aelst genug, um ewiger Stunne des Momentums zu sein. Der Lebensloß soll sich an's Leben halten — das Leben ist werth, gelebt zu werden.“

Sie sah ihn etwas spöttlich an, daß er einigermaßen in Verwirrung geriet.

„Und Sie glauben wirklich“, sagte sie, „Sie könnten mir mit diesen Ausdrücken eine andere Weltanschauung geben?“

„Ich dachte in der That“, erwiderte er langsam, „daß Ihre Verstimmung den großen Kunstbedürfnissen weichen würde.“

„Ja, wer sagt Ihnen, daß auf mich Kunst wirkt?“

„Für so abgeflumft hielt ich Sie nicht.“

„Sie: Kunst gegen Sie können jetzt eine rein geistige Seele voraus!“

Gefährliche solcher Art führen sie oft. Und wenn Adokat Heller wie ein Sieger einberückelt, so war der Kollege Gent nahe daran, die Schicht aufzugeben. Er blieb einige Tage fort — aber in diesen Tagen litt er Qualen. Die Arbeit war ihm leid — der Tag so lang, und eine verzehrende Thüre bedrückte sich seiner. Er erschrak vor sich selbst, was war aus ihm geworden, der den Frauen scheu und ängstlich fast aus dem Wege gegangen war und vor jeder Verwirrung mit ihnen wie eine Schnecke in sich selbst zurückgezogen war? Na, was war aus ihm geworden? Und was

(Fortsetzung folgt.)